

# „Seht ihr die Wolke dort, beinahe in Gestalt eines Kamels?“

**Windmühle oder Scheinriese? Wer an seiner eigenen Wahrnehmungsfähigkeit zweifelt, muss nicht gleich den Philosophen Recht geben, die den Sinnen seit jeher misstrauten. Dank der Hirnforschung wissen wir heute mehr über die Funktionsweise der Sinne, dank der Medienkritik wissen wir allerdings auch mehr von ihrer Manipulation. Doch worin liegt ihr ewiges Geheimnis? Eine Sinn-Suche zwischen Erkenntnistheorie, Literaturgeschichte und Fühl-Kino**

## I. DAS LACHEN DER THRAKERIN

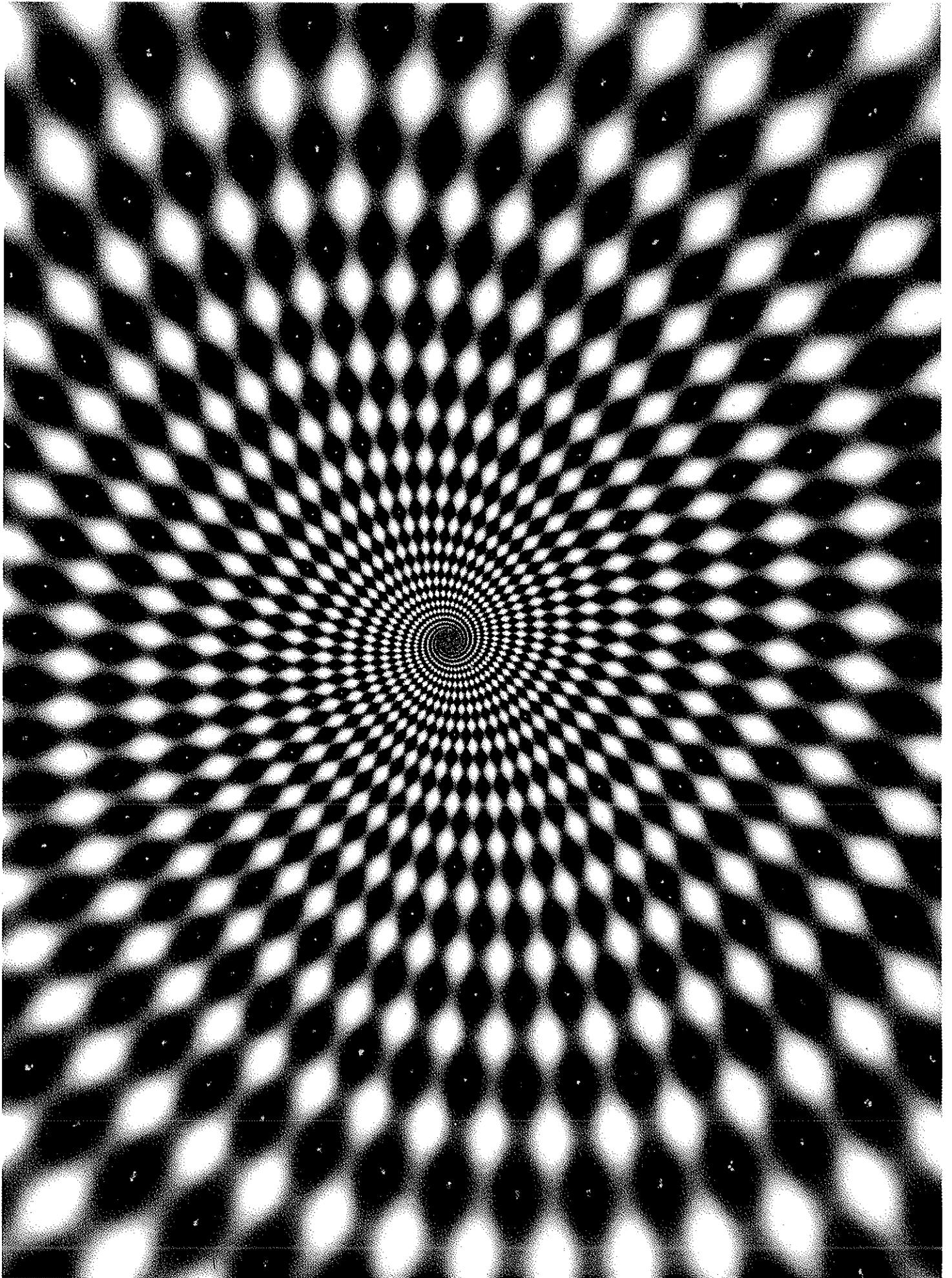
Mit den Sinnen, je mehr wir ihnen nachsinnen, geht es vertrackt zu. Wir sehen, hören, schmecken, tasten und riechen. Dessen dürfen wir sicher sein. Ohne Zweifel. Aber dann beginnen auch schon die Fragen. Zum Beispiel: Was sehen wir eigentlich? Ist es wirklich das Ding dort, Baum oder Wolke? Oder verarbeiten wir gemäß der physiologischen Einrichtung unserer Augen optische Reize, die über die Seh-Nerven ins Gehirn geleitet werden? Und gewiss bilden diese Nervenreize keinen Baum ab, sondern es sind elektromagnetische Impulse. Erst im Gehirn, das seinerseits nichts sieht, sondern blind ist, werden diese Impulse zu dem Sehbild „Baum“ synthetisiert, nicht ohne dass dabei mannigfache Abgleichungen mit gespeicherten anderen Sehbildern stattfinden, die wir unter dem semantischen Titel „Bäume“ und dem kognitiven Schema „Baum“ eingruppiert haben. Wir benötigen also viele Erinnerungen an „Bäume“ und ein allgemeines Wahrnehmungsschema, das uns das „Baumhafte“ von allem unterscheiden lässt, was „nicht Baum“ ist. So erst sehen wir dieses „Ding dort“ eben „als Baum“. Wir sprechen dann von einer Wahrnehmungsidentität. Was ich sehe, ist also nicht der Baum dort und die Wolke da, sondern ich „bilde“ eine Wahrnehmungsidentität – eine komplexe physiologische, neurologische und kognitiv zerebrale Syntheseleistung.

Das Wahrnehmungsbild „Baum“ ist also ein mentales Objekt, für das die vom Baum ausgehenden Lichtwellen, die auf mein Auge treffen, nur den externen Anlass geben.

Gewöhnlich sind wir uns sicher, genau diese „Wolke dort“, keine andere und nichts anderes, gesehen zu haben. Wir verständigen uns sogar mit Erfolg darüber; in den meisten Fällen wird unser Begleiter bestätigen, dass „das Ding dort draußen“ eine Wolke ist. Wir haben zum Glück einen robusten Glauben, dass wir uns mit unseren Wahrnehmungen in verlässlicher Übereinstimmung mit der Wirklichkeit und unseren Mitmenschen befinden. Munter drauf los verwechseln wir ständig unsere mental produzierte Wahrnehmungsidentität mit dem wahrgenommenen Gegenstand – und fahren damit erstaunlich gut.

Weil dies so ist, hält sich ein naiver Realismus historisch viel länger, als es die erkenntnistheoretische Polizei erlaubt. Ja, radikalen Konstruktivisten gegenüber, die den Laternenpfahl für nichts als eine Syntheseleistung des geschlossenen Systems „Gehirn“ erklären, kann man mit Erfolg die thrakische Magd spielen, die spöttisch auflachte, als ihr Herr, der Philosoph Thales, ins Studium des Himmels vertieft, in den Brunnen fiel. Platon erzählt diese Legende im Dialog „Theätet“. Und bereits hier geht es darum, dass der Philosoph, weil er auf die fern liegende Wahrheit und das Wesen der Sache konzentriert sei, für das nahe liegende und Nachbarliche ungeschickt wäre und so dem Volk lächerlich vorkomme. Und wirklich: Wenn man als erkenntnistheoretischer Philosoph, über mentale Wahrnehmungsidentitäten am inneren Himmel des Gehirns nachsinnend, mit der Stirn gegen den Laternenpfahl gelaufen ist und Sterne sieht, die wirklich nicht am Himmel sind, dann hat der Common Sense gut lachen.

Kitaokas wirbelnder Strudel



In der Antike also beginnt bereits die Trennung von Lebenswelt und Erkenntnis. Ausdrücklich verwirft Platon im „Theätet“ die Auffassung, dass sinnliche Wahrnehmung schon Erkenntnis sei. Sie führt bestenfalls zu Meinungen (doxa). Erkennen aber ist ein Produkt des Logos, wir würden heute sagen: der kognitiven Verfahren, wie sie der analytische Verstand entwickelt. Da mag der Philosoph durchaus im Brunnen liegen: denn – so ein alter Einwand gegen die lachende Magd – durchaus könnte sein, dass Thales sich nur zunutze machte, dass man aus der Tiefe des Brunnens den Himmel besser beobachten kann. War Thales also in einer experimentellen Anordnung, welche die Magd nur missverstand? Immerhin baut der Lichtkünstler James Turrell heute solche brunnenartigen Sky Spaces, in denen man bei der Betrachtung des Himmels nicht etwa diesen erkennen, sondern sich seiner eigenen Wahrnehmungsdispositionen bewusst werden soll.

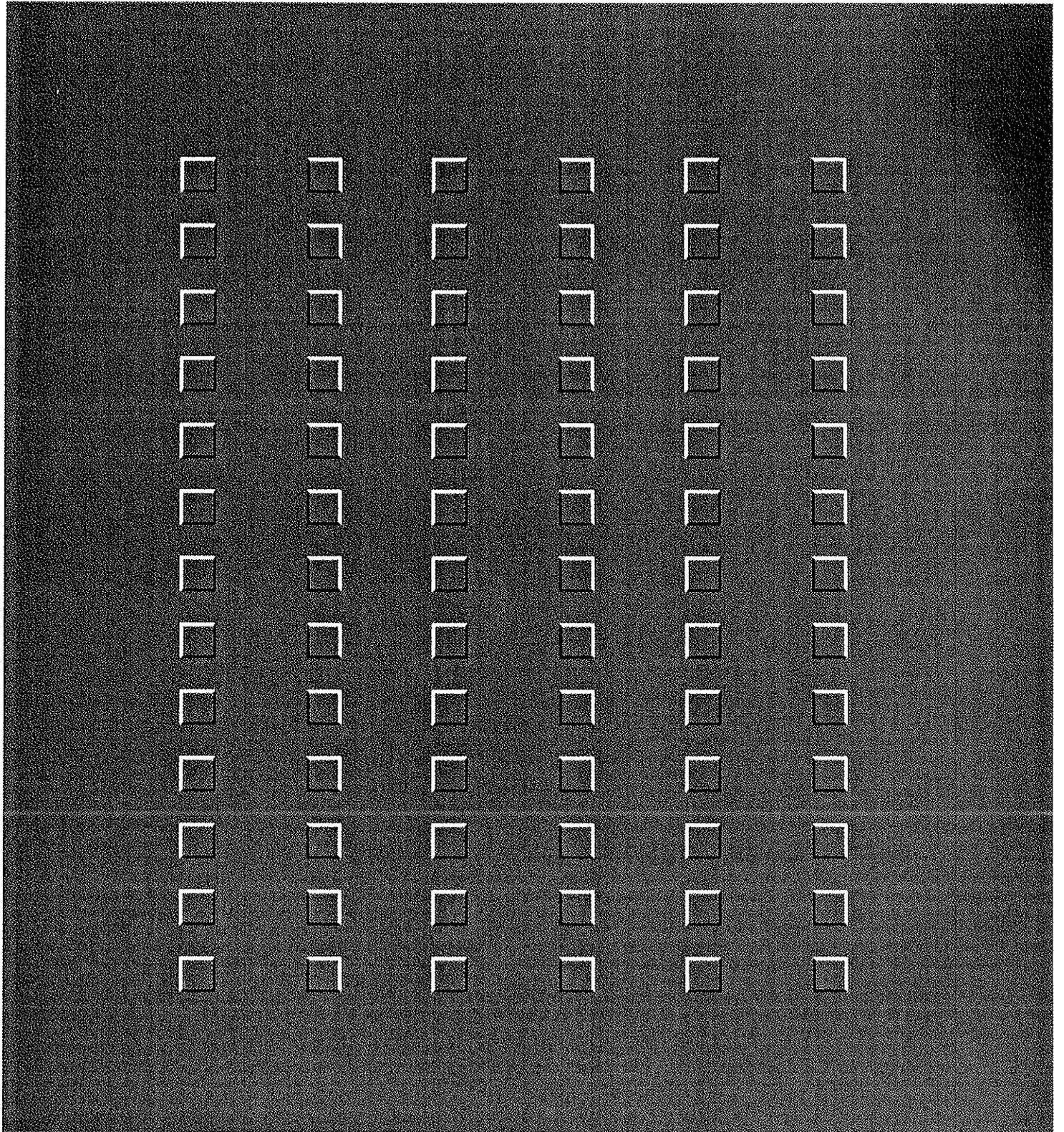
Das Lachen der Thrakerin ist uns längst vergangen. Weder wissen wir ohne weiteres anzugeben, was wir sehen, noch wie denn in uns selbst die Sinnesbildungen zustande kommen, die wir als Baum oder Wolke identifizieren. Dass die Sinne die sinnliche Welt erschließen, heißt eben noch lange nicht, dass sie die Sachen selbst präsentieren. Im Gegenteil: Wenn es um Erkenntnis geht, soll man den Sinnen misstrauen. Das ist seit der Antike eine gemeinsame Überzeugung der Philosophen. Doch umgekehrt erweist sich gleichwohl die lebensweltliche Einstellung als unverwundlich, wonach man der Evidenz unserer Wahrnehmungen trauen könne. Der Glaube, dass unsere Sinne ein tauglicher Ariadne-Faden im Labyrinth der Welt seien, dass wir uns mit ihrer Hilfe ziemlich sicher in der verworrenen Welt zu orientieren vermögen: das bildet den hartnäckigen Kontrapunkt zu aller wahrnehmungskritischen Philosophie und erst recht zur modernen Wissenschaft, die sich gebildet hat gerade durch die experimentelle Erschließung ganzer Universen, die jenseits unserer Sinne liegen.

Mikroskop und Teleskop, zu Beginn des 17. Jahrhunderts erfunden, waren – nach Hans Blumenberg – jene weltanschaulichen Instrumente, die gerade, indem sie Anschauungen von nie gesehenen Welten erzeugten, zu einem radikalen Weltbild-Wandel Anlass gaben. Die bloße Plausibilität unserer „unbewaffneten“ Sinne gilt in den Wissenschaften seither nichts. Die Wissenschaft vom Kleinsten und Größten, das die Welt im Innersten und Äußersten zusammenhält, beginnt „jenseits der Sinne“. Was in ihre Reichweite fällt, öffnet bestenfalls kleine Fenster zur Welt, Ausschnitte, Perspektiven, subjektive Wahrnehmungen, die mit dem, was die Wissenschaften betreiben und erkennen, nichts mehr zu tun haben. Stattdessen werden die Sinne und ihre Wahrnehmungsleistungen selbst zu Objekten wissenschaftlicher Experimente: Und an deren Ende stehen heute die Sinnesphysiologie, die Neurobiologie und die Hirnforschung.

## II. QUIJOTERIEN DER SINNE

Es ist kein Zufall, dass zur selben Zeit, als Fernrohr und Mikroskop das Neue Weltbild aus der Taufe zu heben halfen, man in der Literatur auf prominente Beispiele stößt, in denen die Gültigkeit eines Weltbildes tief greifend problematisiert wird, das auf das Zeugnis der Sinne vertraut. Überhaupt darf das 17. Jahrhundert als die Epoche gelten, die im unendlichen Spiel um Täuschung und Wahrheit, Sein und Schein, simulatio und dissimulatio die kulturelle wie experimentell analytische Grundlage für das moderne Misstrauen gegen die Sinne legte. Erinnern wir uns an „Don Quijote“ von Cervantes (1605/15) und „Hamlet“ von Shakespeare (1605) – beide fast gleichzeitig erschienen. Don Quixote macht seinen Knecht Sancho Pansa auf die Riesen aufmerksam, die dort vor ihnen auftauchen: „Was für Riesen?“, fragte Sancho Pansa. „Die du dort siehst“, erwiderte sein Herr, „die mit den langen Armen, denn manche haben ihrer, die sind an die zwei Meilen lang.“ „Gebt wohl acht, gestrenger Herr, was Ihr tut, denn was wir dort sehen, das sind keine Riesen, sondern Windmühlen, und was Ihr für die Arme haltet, das sind Flügel, die den Mühlstein treiben, wenn der Wind sie dreht.“ „Da sieht man“, sprach Don Quijote, „wie schlecht du dich auf Abenteuer dieser Art verstehst. Und kommt dich etwa Furcht an, so hebe dich hinweg und bete ein Vaterunser, dieweil ich hingehe, um den kühnen, wenn auch ungleichen Kampf zu bestehen.“

So kann es gehen, wenn man wie Don Quijote zu viele Ritterromane gelesen hat. Er halluziniert eine andere Welt, eine Art Paralleluniversum, das sich an Pansas solidem Wirklichkeitssinn satirisch bricht, wie umgekehrt die Prosa der Realität angesichts der überbordenden Imaginationen Quixotes sich als allzu dürftig und in der banalen Gemeinheit des Gemeinsinns erweist.



Natürlich können wir Quijotes Fehlgriffe als wahnhaftige Sinnentäuschung bezeichnen und sie in psychiatrische Sinnespathologien einordnen. Das tat man schon vor 400 Jahren. Michel Foucault hat in seinem Buch „Wahnsinn und Gesellschaft“ von vielen Beispielen jener Zeit berichtet, in denen die Sinnes-Verrückungen zur Quelle des Wahns, doch damit auch zum Objekt der beginnenden Medizinisierung wurden. Vielleicht sind wir seither beide Wege konsequent weitergegangen: zum einen den Weg der Sinnesbetörungen, indem wir gewaltige Illusionsmaschinerien, unsere Medien nämlich, entwickelt haben, welche nicht mehr nur die Wahrnehmungsdispositive verrückter Einzelner, sondern ganzer Gesellschaft darstellen. Wenn Quijote mit allen Sinnen wahrnimmt, was er gelesen hat, so heißt dies: Das Leitmedium der damaligen Zeit gibt das sinnliche Schema vor, in welchem „Welt“ wahrgenommen wird. Wir heute sehen und hören unsere Welt in unvergleichlich illusionskräftigeren Mustern, welche die audiovisuellen Massenmedien unseren Sinnen aufstülpen. Wir können nicht mehr sicher sein, ob wir nicht in einer ähnlichen Betörung der Sinne agieren wie seinerzeit der Ritter von der traurigen Gestalt.

Den zweiten Weg haben wir ebenfalls ausgeschritten: einerseits durch Erkenntniskritik, durch die etwa Immanuel Kant die Wahrnehmungen strikt auf Zulieferungsfunktionen einschränkte, mittels derer Sinnesdaten dem Verstand zugespült werden, der sie unter seine Begriffe subsumiert; andererseits durch Laborforschung, durch die die Sinne überhaupt vom Subjekt getrennt und zu überpersönlichen, eigenlogischen und begrenzten Vermögen „objektiviert“ wurden, die man messen und standardisieren kann. Die Verknüpfungen der Sinne mit Gefühlen, Imaginationen, Begehren, Erfahrungen, Geschichten und kulturellen Prägungen des Subjekts spielen dabei keine Rolle. Dass der Leib, die Sinne und das Gefühl nach wie vor die vorrangigen Modi sind, durch die wir unser In-der-Welt-Sein realisieren – solche Einsicht ist in die Literatur oder die Phänomenologie abgewandert, die von den Neuro- und Kognitionswissenschaftlern nicht einmal als seriöse Wissensformen anerkannt werden.

Was Quijote widerfuhr, macht ihn geradewegs zu unserem Zeitgenossen. Ihn trifft die Entdimensionierung von Wahrnehmungsidentitäten, man kann auch sagen: Er setzt diese durch die Übermacht seiner Einbildungen außer Kraft. Dadurch unterliegt Quijote einer anhaltenden Vertauschung des Sinnesmodus mit dem Imaginationsmodus. Cervantes stellt dies als einen pathologischen Effekt manischer Lektüre dar. Doch darf man nicht vergessen, dass der närrische Quijote gerade wegen dieser Zerrüttung des Wahrnehmungssinnes die einzige Person ist, die in einer korrupten Welt arglose Herzensgüte, aufrichtige Moralität und humanen Idealismus zeigt. Eine Windmühle ist keine Windmühle; sie ist ein Riese, den zu bekämpfen die Ehre des Ritters anstachelt. Darin liegt nun eine Problematisierung von Wahrnehmungsurteilen, die für das ganze 17. Jahrhundert charakteristisch wird. Was sehen wir, wenn wir sehen? Und sehen wir überhaupt „etwas“ oder projizieren wir innere Bilder? Und ist das Ding, das wir sehen, auch wirklich jenes Ding, als das es uns erscheint? Um 1600 sind die Wahrnehmungsspiele der Literatur und die Sinneskritik der Wissenschaft längst im Gange. Sie sind eine Parallele zur Entwicklung der optischen Techniken, der Trompe l'œuils der Kunst, der Entdeckung der teleskopischen und mikroskopischen Welten, im Verhältnis zu denen unsere „reale“ Wahrnehmungswelt eigentümlich verunsichert, jedenfalls relativiert wird. Wir erinnern uns an den zum Quijote zeitgleichen Hamlet, der, in gespielterem oder wirklichem Wahn, Polonius in ein verrücktes Sprachspiel verwickelt:

*POLONIUS: Gnädiger Herr, die Königin wünscht Euch zu sprechen, und das sogleich.*

*HAMLET: Seht ihr die Wolke dort, beinah in Gestalt eines Kamels?*

*POLONIUS: Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kamel.*

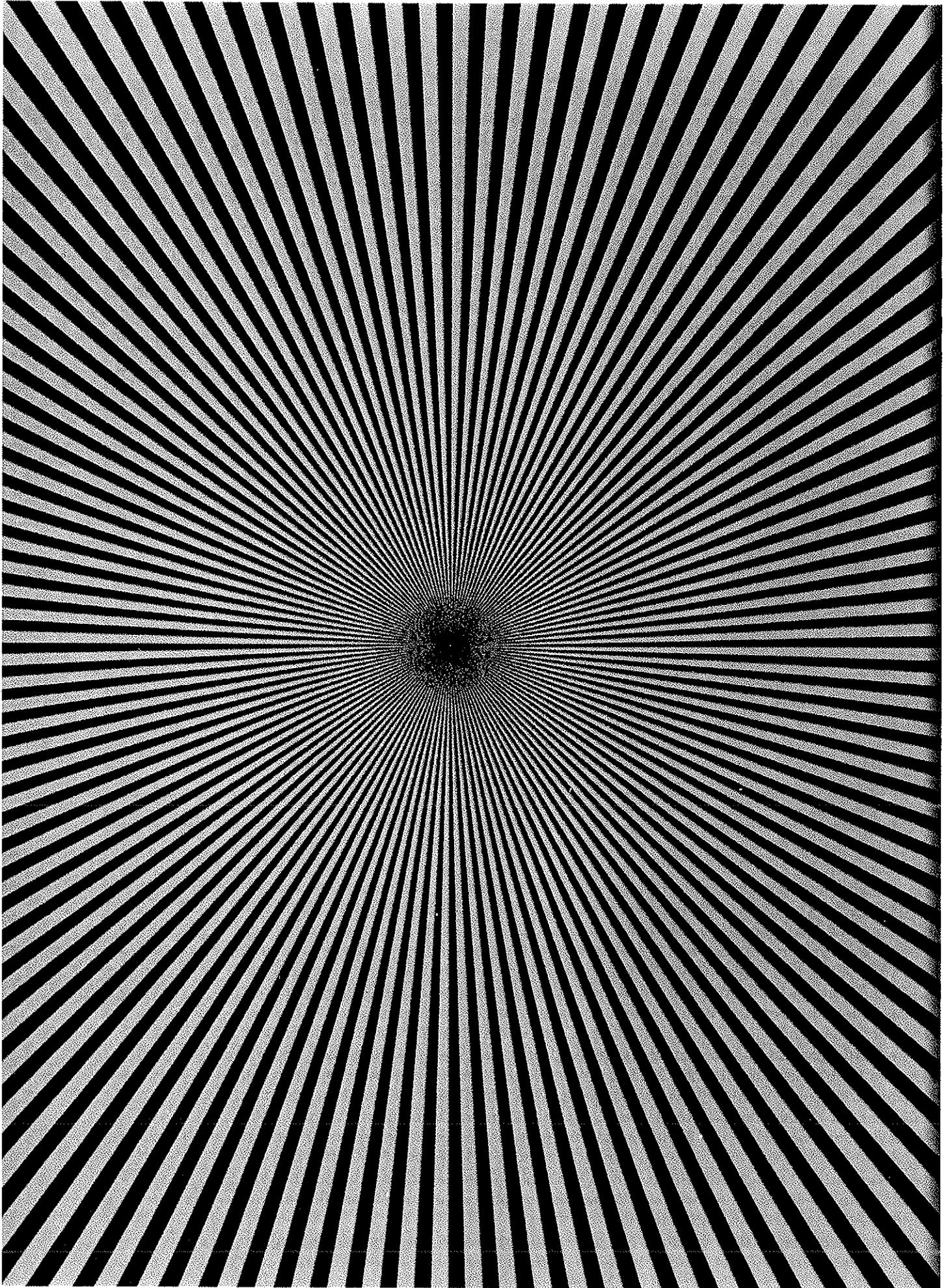
*HAMLET: Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.*

*POLONIUS: Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.*

*HAMLET: Oder wie ein Walfisch?*

*POLONIUS: Ganz wie ein Walfisch.*

*HAMLET: Nun, so will ich zu meiner Mutter kommen, im Augenblick.*



Weiter kann man die Ungewissheit von Wahrnehmungsurteilen und die willkürliche Zuordnung eines sprachlichen Zeichens zu seinem bezeichneten Gegenstand nicht treiben. Die metaphorischen Wucherungen saugen wie Parasiten die Referenzialität von Sprache aus.

Einhundert Jahre später, die einhundert Jahre tele- und mikroskopischer Entwicklungen waren, 1726 also, lässt Jonathan Swift seinen Gulliver (gullible ist einer, der sich leicht täuschen lässt) imaginäre Reisen ins Land der Riesen und das der Zwerge unternehmen, wobei ihm nicht nur die optischen, sondern auch die moralischen Maßstäbe zunehmend unsicher werden. Literatur ist – vor dem Hintergrund sozialer wie naturwissenschaftlicher Entgrenzungen – nicht mehr nur ein Spiel innerhalb des ontologischen Rahmens der Welt, sondern ein Spiel mit genau diesen Rahmungen. Es gibt fortan keinen metaphysischen oder religiösen Weltgrund mehr, sondern nur noch das rahmenlose „Meer der Erzählung“, wie Thomas Mann den „Don Quijote“ bezeichnet hat, eine kontingente und relative Welt, mit deren Frameworks zu spielen und zu experimentieren das Beste ist, was eine wissenschaftliche und ästhetische Vernunft noch tun kann.

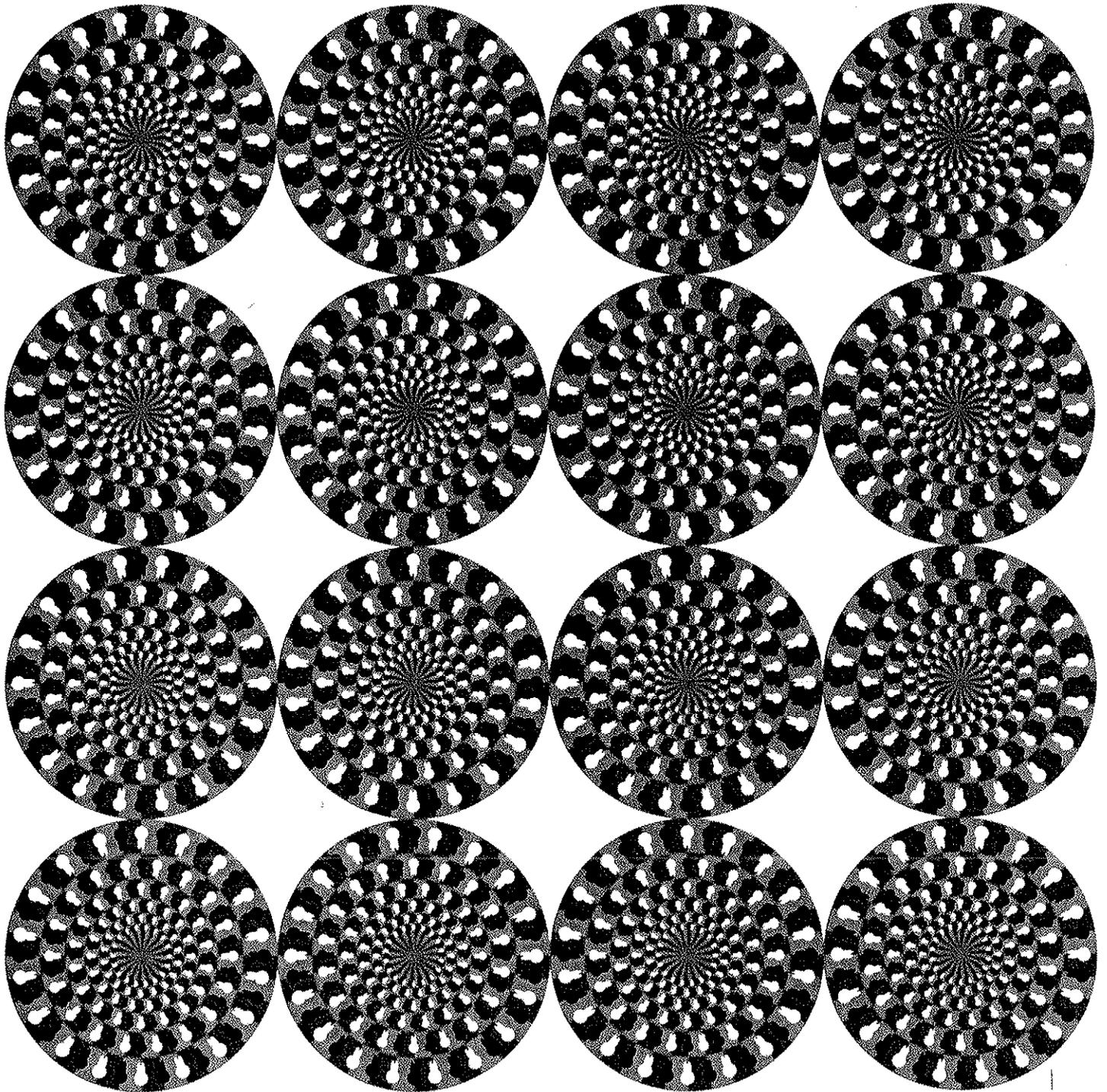
### III. SINNE IN DER TECHNISCHEN KULTUR

Dem Misstrauen der Wissenschaften gegen die Sinne steht heute eine ungeheure Ausdehnung kulturell möglicher Erfahrungswelten des Sinnlichen gegenüber. Für einen Menschen der frühen agrarischen Gesellschaften fiel die Welt mit dem zusammen, was ihm die fünf Sinne zuspielten. Sein Mundus sensibilis war die aus sensorischen Nahumgebungen gebaute Welt. Alles andere war „Jenseits“: die Welt ferner Länder, die als Hörensagen, als fernes phantastisches Rauschen das Ohr streifte, und die Welt des Überirdischen mit seinen unbegreiflichen Qualitäten, die die Ängste und Hoffnungen der um Zeit und Ewigkeit bangen Seele erfüllte. Gleichwohl kann man sagen, dass bis zur Neuzeit die fünf Sinne den Grund jedes Selbst- und Weltverhältnisses bildeten.

Davon kann heute keine Rede mehr sein, obwohl oder gerade weil die sinnliche Welt sich durch die technischen Medien explosiv vermehrt hat. Man kann von einer umfassenden Kultivierung und Technisierung der Sinne sprechen. Und doch stehen wir der allgemeinen Klage gegenüber, dass die Welt immer abstrakter, unerfahrbarer und undurchsichtiger geworden sei. Was hat es mit diesem Widerspruch auf sich?

Gewiss, das Tasten und das Riechen haben durch die technische Kultur nicht gerade ein exponentielles Wachstum erfahren. Tatsächlich lassen sie sich, anders als Ohr und Auge, auch viel schwerer massenmedial verschalten. Das Riechen gilt zudem seit jeher als niedrigster Sinn, der den Vierfüßlern als Leitsinn zukommen mag, nicht aber dem Homo erectus. Zwar bestimmt der Riechsinn die Elementarkontakte, nämlich die Sympathie oder Antipathie, die wir Objekten und Lebewesen gegenüber empfinden, die wir riechen oder nicht riechen mögen. Die Riechwelt, die Wahrnehmung der olfaktorischen Aura der Dinge, spielt indes in unserer Merkwelt keine zentrale Rolle mehr. Die allgemeine Geruchsökologie und die Hygienisierung der Lebenswelt haben sogar die Orte dichten Zusammenlebens neutralisiert. Eine mittelalterliche Stadt enthielt viel mehr Geruchsnuancen, von denen wir die meisten als Gestank identifizieren würden, als eine europäische Großstadt heute. Wir selbst und unsere Umwelt sind durchgreifend desodoriert. Auf diesem neutralen Grund haben wir die Welt der synthetischen Düfte errichtet. Mit ihnen umhüllen wir Achselhöhlen und Dekolletees, Toiletten und Badewasser, Wäsche und Geschlechtsteile, aber auch Shopping-Malls und Hotel-Lounges. Selbst die Hunde werden shampooiniert. Starke Körpergerüche gelten, zumindest in der westlichen Welt, als degoutant und finden eine Restfaszination allenfalls im Sex. Diese Neutralisierung wie auch Optimierung der Riechwelt durch Wohlgerüche drücken den generellen Trend zu dem aus, was man die Kultur der Distanz nennen kann. Gerüche verwickeln uns, bringen uns ungewählt in Nahbeziehungen, tauchen uns in Atmosphären – und das provoziert unser Bedürfnis, uns Dinge und Menschen „vom Leibe“ zu halten. Wir lesen indes gern davon: etwa den Roman „Das Parfüm“ von Patrick Süskind oder die Studie „Pesthauch und Blütenduft“ von Alain Corbin, die uns die Riechwelt der Vergangenheit, ihre so anderen Sensibilitäten und Empfindlichkeitsschwellen, nahe bringen.

Ähnlich steht es mit dem Tastsinn. Noch im 18. Jahrhundert, bei universalen Denckern wie Condillac, Berkeley oder Herder, bot er das Modell überhaupt für die Sinne und „das Fühlen“, das noch nicht in Emotionen und Sinnesleistungen auseinander getreten war. Das

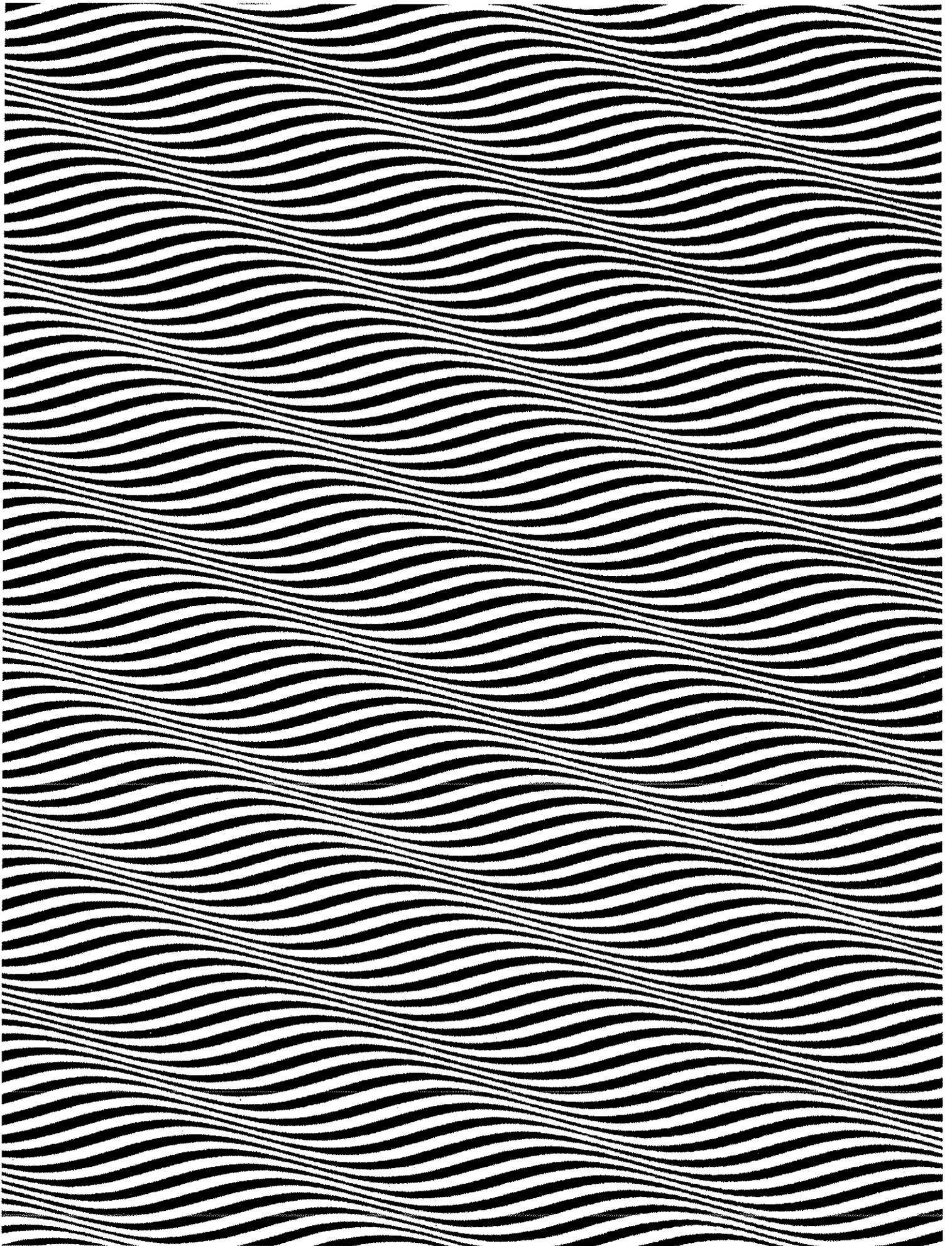


Tasten erst erschließt uns die Körperlichkeit der Körper, ihre Materialität, Schwere, Widerständigkeit, Plastizität. Welche sensorische Potenz liegt in der feinmotorisch mit dem Getast zusammenspielenden Hand, dem kreativen, plastischen Organ par excellence! Und enthält nicht das tastende Spüren, gleichgültig ob wir den eigenen Leib berühren oder über einen fremden Körper hinfahren, jenes sensorische „Wunder“, das man die Quelle allen Selbstbewusstseins nennen kann: im Spüren nämlich empfinden wir immer das Gespürte und das Spüren gleichzeitig. Welch wundersame Reflexivität herrscht in dieser stets präsenten Selbstwahrnehmung des Tactus: das Sich-Spüren im Anderen-Spüren. Und gar die Haut, dieses größte aller unserer Sinnesorgane. Der Psychoanalytiker Didier Anzieu hat zeigen können, wie intensiv unser Ich im „Haut-Ich“ begründet ist. Die Kulturwissenschaftlerin Claudia Benthien hat wiederum die kulturhistorische Differenzierung des Hautsinns, seine funktionale Vielfalt, seine Bedeutung in den Künsten, aber auch in den Diskursen (zum Beispiel im Rassismus) demonstriert. Auch die Haut, so lernen wir, ist kulturell angeeignet und bezeichnet worden, nicht nur in Bemalungen und Tattoos. Die Haut war immer auch Fläche, Membran und Medium von Ein- und Ausdruck, von patho- und physiognomischen Bedeutungszusammenhängen und kulturellen Einschreibungen.

All das ist richtig. Und doch können wir kaum in Abrede stellen, dass die „Berührungsfurcht“, wie Elias Canetti meinte, eine anthropologische Konstante ist. In Berührung zu sein, berührt zu werden und aktiv zu berühren, dazu bedürfen wir der besonderen Vorkehrungen der Liebe, des unwiderstehlichen Drangs des Sex, der distanzvernichtenden Aggression oder der eigentümlichen Eintauch-Lust in orgiastische Massenerlebnisse. Distanz zu wahren, heißt Berührungen zu vermeiden: und das mindert die Angst. Vielleicht beruht der ungeheure Erfolg von Liebes-, Sex- und Action-Movies darauf, dass sie zwar innig mit dem Nahsinn der Haut verbunden sind; doch die im Taktile unvermeidliche Verwicklung mit anderen Körper werden auf die visuelle Ebene hochtransformiert: Mit den Augen genießen wir eine Art Vorlust von Berührungsintensitäten – ohne Berührung, und damit ohne Angst.

Gewiss kommt hinzu, dass, anders als der Augen- und Hörsinn, der Haut- und Spürsinn sich sehr schwer aufzeichnen, speichern, transportieren, vernetzen und massenmedial vielfältigen lässt. Man erkennt dies an dem technischen Aufwand, der erforderlich ist, um über sensorausgestattete Datenanzüge Empfindungsreize zu digitalisieren, zu übertragen und anderenorts wieder „fühlbar“ zu machen. Noch sind wir weit von der medientechnischen Übertragung der selbst oder fremd wahrnehmenden Sensibilitäten der Haut entfernt: doch wir sind auf dem Weg dahin. Ein über Cyberspace weltweit ausgedehntes Fühl-Kino: wäre das nicht der Medien-Clou überhaupt? Nicht nur durch audiovisuelle Reizströme wären wir angeschlossen an andere Körper, sondern wir könnten sie betasten und fühlen, wie sie umgekehrt unseren Körper, der diese Berührungen seinerseits empfindet – und all das, ohne von der Physis des Fremdkörpers kontaminiert, von der Präsenz von Leibern, die uns „auf die Pelle“ rücken, gestört zu werden. Nicht nur Fernsehen, sondern Fernempfinden! Nicht nur Audiovisualität, sondern Audiovisutaktilität! Sicher ist, dass man die Intensität der Sensationen durch die „Einschaltung“ des Tastsinns in die massenmediale Zirkulation exponentiell steigern könnte. Man hätte einen Sprung in der Technikgeschichte des Medienverbands geschafft, der ökonomisch ungeheure Folgen hätte. Und weil dies so ist, darf man erwarten, dass der Tastsinn der erste Nahsinn ist, auf den sich die Anstrengungen zu seiner Massenmedialisierung richten.

Was das Schmecken angeht, so ist die Gastrosophie eine der ältesten Kultivierungen der Sinne überhaupt. Zu innig sind die durch Hunger und Durst elementare Reproduktionslogik und der verfeinerte Genuss des Geschmacks miteinander verwoben, als dass man erwarten könnte, die Zunge ließe sich jemals von virtuellen Genüssen verführen. Gewiss isst das Auge mit, es delektiert sich am Augenschmaus und folgt insofern einer gastrosophischen Logik. Mund und Zunge indes sind radikal auf Materie aus, Mahlzeiten des medialen Scheins verführen sie nicht. Es ist ein prinzipieller Unterschied, ob optische oder akustische Wellen „internalisiert“ und verarbeitet werden müssen, um zu Bildern und Musik zu werden, die man genießt; oder ob, wie beim Essen und Trinken, tatsächlich Materie „einverleibt“ werden muss, damit Genuss und Gaumenkitzel entstehen. Darum richten sich die Anstrengungen zur Kultivierung des Geschmacks vor allem auf die Zubereitung der Speisen. Das semiotische, multisensorische Drum und Dran – die feinen Tischsitten, die Anrichtung der Speisen, die Tafelmusik, der Kerzenschein, das schöne Besteck, Porzellan und Glas, die gepflegten Tischgespräche — all das sind zweifelsohne wichtige Ingredienzien



einer Mahlzeit. Doch wenn sie zentral werden, so ist dies das sichere Zeichen dafür, dass es nicht um Gastrophie geht, sondern um einen anderen Zweck mit dem Nebensinn der Nahrungsaufnahme. Speisen und Getränke sind Nahrung, gewiss, doch zugleich sind sie das materielle Medium, durch das der Geschmackssinn allererst kultiviert wird, ein Medium, das mit seiner Sinnes-Botschaft selbst verzehrt wird. Das ist etwas Besonderes: Stellen wir uns vor, unsere Rembrandts und Picassos, damit wir sie genießen können, müssten realiter „aufgesehen“ werden. Oder ein konsumierter Film wäre danach ein Schwarzstreifen, das gelesene Buch leer.

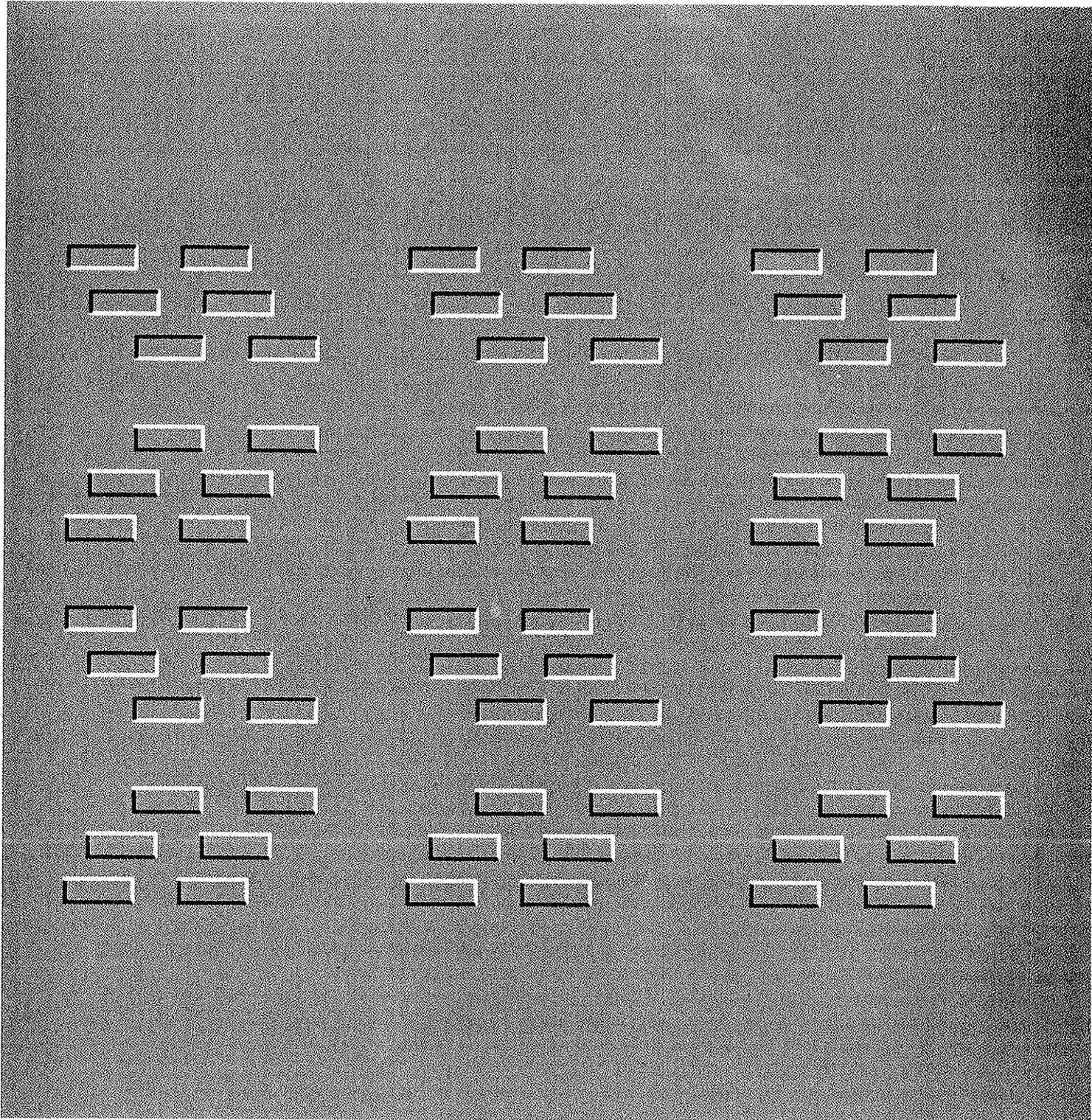
Nun – in jedem Fall ist die gastrophische Welt durch die Kulturgeschichte enorm ausdifferenziert worden. Welche gewaltigen Veränderungen der Tafelsitten sind durch Eroberungen, interkulturelle Begegnungen, Reisen, kolonialen Handel und heute durch die Globalisierung ausgelöst worden – ganz zu schweigen von binnenkulturellen Entwicklungen. Sie sind die Formen, in denen sich Ess-Kultur entwickelt hat, nicht die Massenmedien. Wie wenig sich der Geschmackssinn technisieren lässt, erkennt man nicht zuletzt daran, dass sich die Essensaufnahme über Jahrtausende hin ziemlich konstant gehalten hat: ein paar Instrumente, ein paar gestische Verfeinerungen, das ist schon alles. Man kann den Geschmackssinn durch eine Ess-Kultur „rahmen“, aber er setzt, wie auch der Geruchssinn, engste Grenzen für seine Technisierung und Medialisierung.

Dies ist ganz anders bei Auge und Ohr. Sie sind die kulturellen Leitsinne. Und sie sind es, weil sich an sie technische Systeme anschließen lassen und umgekehrt. Die älteren Kulturstufen waren audiovisuell. Seit es Kulturtechniken wie Bild, Schrift und Zahl gibt, haben sich die an Auge und Ohr angeschlossenen technischen Medien stark vervielfältigt. Und sie sind in ihrer kulturellen Bedeutung immer durchgreifender und umfassender geworden. Man darf sagen, dass die unmittelbare visuelle und akustische Verbindung zu Dingen weit gehend unterbrochen, wenigstens rückläufig ist. Man kann dies durch etwas grobe Beispiele verdeutlichen: Kam es früher zum Beispiel darauf an, in der Nacht ein gutes Unterscheidungsvermögen für die Geräusche des Dunkels zu entwickeln, so geht es heute darum, die Unterschiede des akustischen Medienangebots, das durch alle möglichen Geräte vermittelt wird, wahrzunehmen. Kam es früher darauf an, einen Baumstamm im Blick auf seine Verwendbarkeit für den Hausbau abzuschätzen, den Nutzpflanzen ihr Gedeihen anzusehen, am überraschend begegnenden Fremden blitzschnell Freund- oder Feindlichkeit wahrzunehmen, so ist heute die Realwelt, in der wir uns bewegen, weitgehend visuell durchorganisiert und benötigt daher keine besondere Augen-Kultur.

Die Sensationen des Seh-Sinns spielen sich vor allem an technischen Geräten ab. Selten sind Menschen, die durch ihre – im Verständnis Heideggers – „je-meinige“ Sinnlichkeit Beziehungen zur Welt aufnehmen. Im Durchschnitt gilt: Wir sind immer schon eingetreten in eine produzierte Mannigfaltigkeit von Sinnesreizen, die „objektiv“ da und nicht etwa unsere sind. Umgekehrt bedienen sich die vorgefertigten Reize unserer Sinne, um sich in ihnen zu realisieren – nicht selten, dass wir dafür auch noch Geld bezahlen. Wir betreten nicht nur ein Kino, sondern eine raumerfüllende Welt von Sinnesreizen, die uns das Schema ihres Wahrgenommenwerdens vorgeben. Die sinnliche Intensität, mit der man optisch akustisch teilhat an fremden Personen, Orten, Situationen, Handlungen, Lebensstilen, Konflikten, Leidenschaften und Gewaltsamkeiten (ob real oder fiktiv), – diese Intensität der Partizipation ist historisch einzigartig. Durchaus aber, und das treibt das kulturkritische Lamento seit 1900 an, ist die mediale und technische Kolonisierung der Sinne mit ihrer Standardisierung verbunden. Nicht nur das: Man beklagt den Verlust der gegenständlichen Nähe und materiellen Verwicklung; immer seltener werde die situative Konkretetheit von Wahrnehmungen und die Individualität des sinnlichen Stils. Wer könne noch an einer Landschaft anderes sehen, als was die Kunst oder die Fotografie präformiert hätten? Wer kann anderes hören, als was die großen Audio-Konzerne als musikalischen Standard verordnen?

Sicher ist, dass wir uns seit einem Jahrhundert in einer Dauer-Revolution der technisch produzierten sinnlichen Welt befinden – und kein Ende ist abzusehen. Das hat zu einer Krise dessen geführt, was die „Natur“ der Sinne hieß. Doch darf man nicht vergessen, dass bereits die Antike, so sehr sie eine Kultur des Augenscheins war, mit der fundamentalen Kritik der Sinne auch deren Krise eingeleitet hat. Sicher ist aber auch, dass die an die Sinne geknüpften Lüste nicht einen Grad nachgelassen haben – Kritik hin, Medientechnik her. So sehr die Sinne verführbar und kulturtechnisch modellierbar sind – sie haben sich zugleich als außerordentlich resistent, robust und konservativ erwiesen. So muss man um ihre Zukunft nicht fürchten.

**HARTMUT BÖHME**, 60, lehrt Kulturtheorie an der Berliner Humboldt-Universität. Sein besonderes Interesse gilt den Überschneidungsfeldern von Technik und Körper. Zu seinen wichtigsten Büchern zählen „Natur und Subjekt“ (1988) und „Feuer Wasser Erde Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente“ (1996).

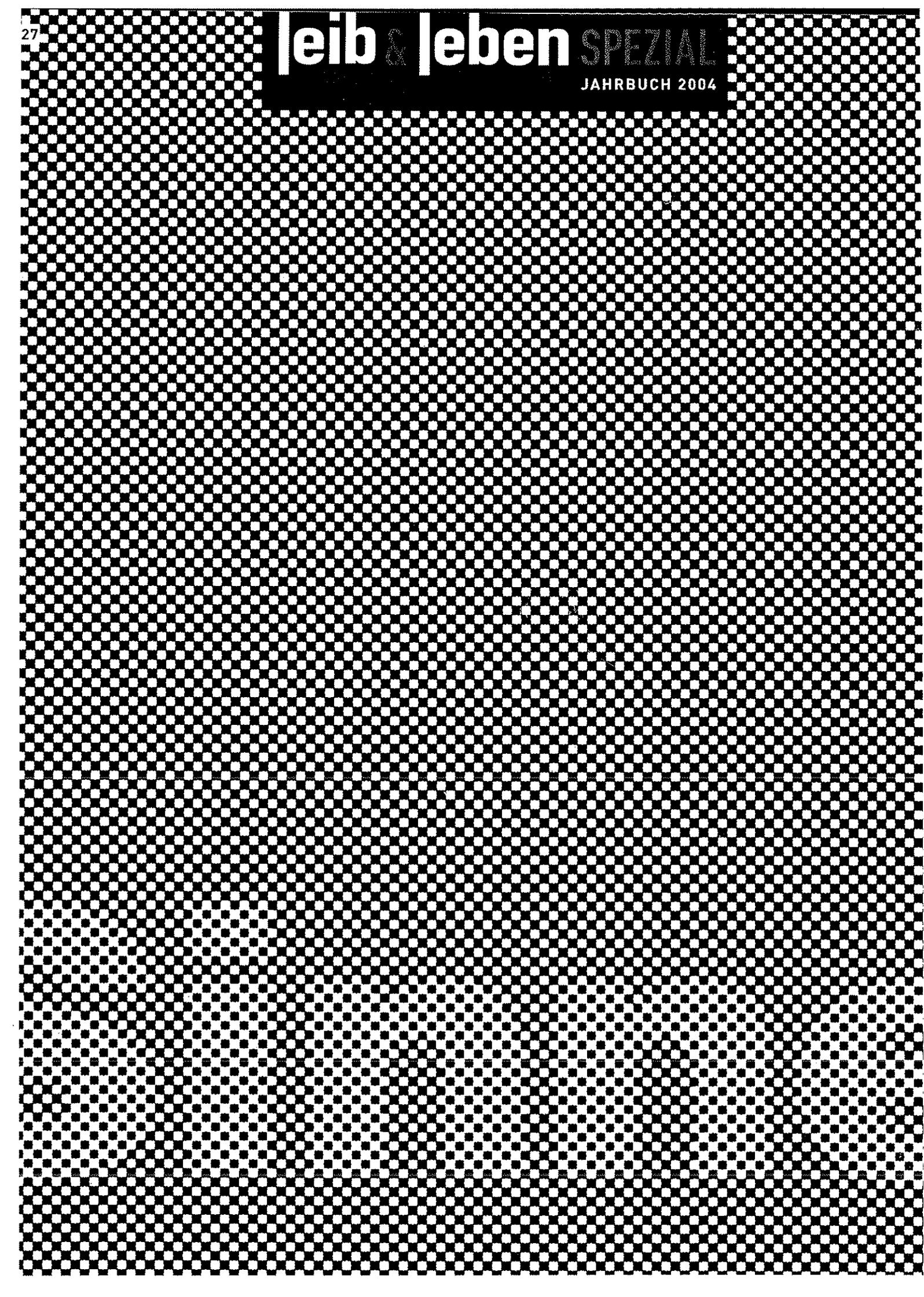


Alle Abbildungen sind dem Band  
„Unglaubliche optische Illusionen“,  
herausgegeben von Al Seckel,  
entnommen. Abdruck mit freundlicher  
Genehmigung des Tosa Verlags.



# leib & leben **SPEZIAL**

JAHRBUCH 2004



# Sinne

<b>Herausgeber</b>	FRIEDRICH BERLIN VERLAG durch Dr. Inge Schwenger Dr. Michael Merschmeier (V.i.S.d.P.)
<b>Redaktion</b>	Jan Engelmann Dr. Martin Lindner Angela Weickenmeier Edgar Zippel
<b>Beirat</b>	Prof. Christel Bienstein Prof. Dr. Karl Max Einhäupl Prof. Dr. Axel Ekkernkamp Dr. Heiner Geißler Prof. Dr. Dietrich Grönemeyer Henriette Hentschel Prof. Dr. Claus Leggewie Dr. Massimo Mangialavori Prof. Dr. Martin Moers Dr. Marie-Louise Gräfin Plessen Prof. Dr. Bettina Schöne-Seifert
<b>Gestaltung</b>	Beate Franck-Gabay, Dirk Jäger Friedrich Medien   Gestaltung
<b>Redaktion</b>	Kurfürstendamm 177   10707 Berlin Telefon 030/726 24 67-10 Telefax 030/726 24 67-11 E-Mail: redaktion@leibundleben.com Internet: www.leibundleben.com
<b>Verlag</b>	Friedrich Berlin Verlagsgesellschaft mbH Geschäftsführer und Verlagsleiter Dr. Michael Merschmeier Reinhardtstr. 29   D-10117 Berlin Telefon 030/25 44 95-0 Telefax 030/25 44 95-12
<b>Print-Anzeigen</b>	Friedrich Verlag Bernd Schrader, Tarik El-Badaoui Im Brande 17   D-30926 Seelze Telefon 0511/40 00 41 31 oder 0511/40 00 42 43 Telefax 0511/40 00 49 75 anzeigen@friedrich-verlag.de
<b>Online-Anzeigen</b>	www.leibundleben.com c/o hier.com, Heiko Müller Wilhelmshöhe 11   10965 Berlin Telefon 030/23 62 80 64 Telefax 030/23 62 80 84 E-Mail: heiko.mueller@leibundleben.com
<b>Abonnement und Vertrieb</b>	Friedrich Verlagsservice Postfach 10 01 50   D-30917 Seelze Telefon 0511/40 00 41-52/-57 Telefax 0511/40 00 41 70
<b>Realisation</b>	Friedrich Verlagsservice Im Brande 19   D-30926 Seelze
<b>Druck und Verarbeitung</b>	L. N. Schaffrath   Geldern
<b>Alle Rechte</b>	Friedrich Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.  
Für unaufgefordert eingesandte Bücher, Fotos und Manuskripte  
keine Gewähr.

Leserbriefe werden ggf. gekürzt veröffentlicht. Wir behalten uns vor,  
Leserbriefe im Internet unter [www.leibundleben.com](http://www.leibundleben.com) zu veröffent-  
lichen.

Bei Nichtlieferung infolge höherer Gewalt oder infolge von Störungen  
des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag.

**leib & leben** erscheint sechs Mal im Jahr mit einem „Spezial“ im Herbst.  
Das Jahresabonnement kostet 75 € frei Haus. EVK 10 € pro Heft,  
15 € das Spezial.

IVW-Anschluss beantragt

ISSN-Nr. 1613-740X, Best.-Nr. 3-617-57999-X